

Die Zelte waren so aufgestellt worden, daß man sehr bald an ihre Rekonstruktion gehen mußte. Das Stabszelt, in dem die Funkstation untergebracht war, bildete keine Ausnahme. Gewiß war es so, wie man es gleich nach der Katastrophe aufgebaut hatte, höchst unbequem.

Das Bild des Zeltens mit der tiefdurchhängenden Decke prägte sich mir tief in die Erinnerung ein. Nachts heizten wir nicht. Gegen Morgen zierte der Rauhreif, in den sich unser Atem verwandelte, als schneeweiße Nadeln unser Zelt und machte den Anblick unserer Behausung besonders beeindruckend.

Schmidt zog anfangs allein in ein winziges Zelt, mit dem er noch bei seinen alpinistischen Vorhaben durch den Pamir gewandert war, doch sein Alleinsein dauerte nicht lange. Für den Expeditionsleiter war es bequemer, neben dem Verbindungsfaden zu leben, den wir Funker in den Händen hielten, außerdem war es bei uns wärmer, und so siedelte er in das sogenannte Stabszelt um.

Als ich von Schmidts kleinem Zelt schrieb, wollte ich beim Leser nicht den Eindruck erwecken, das Stabszelt sei eine Art Palazzo gewesen. Es war nur relativ groß und komfortabel. Am Boden lagen Plane, irgendwelche Lumpen, darüber Sperrholzplatten. An aufrechtes Stehen war gar nicht zu denken. Die Besucher (und ihrer waren nach dem Einzug des Expeditionsleiters recht viele) krochen gebückt in das Zelt und konnten sich nicht mehr aufrichten. So krochen sie auf Knien zu Schmidt, um Bericht zu erstatten. Das war ein Bild für die Götter. Der bärtige Expeditionsleiter saß wie ein Türke mit untergeschlagenen Beinen und hörte sich die knienden Besucher wie ein orientalischer Herrscher an, der seinen Sitz aus irgendeinem Mißverständnis nicht in einem prächtigen Palast, sondern in einem kümmerlichen kalten Zelt hatte.

Da wir auf der Eisscholle offenbar mehr als einen Tag zu verbringen hatten, wurde das Problem des Komforts sofort lebenswichtig. Jedes Zelt – und zu Zeltkollektiven vereinte man sich vor allem nach Berufsmerkmalen und bildete Gemeinschaften von Wissenschaftlern, Heizern, Maschinisten, Matrosen – versuchte die Nachbarn in puncto Bequem-

lichkeiten des Lebens zu übertreffen. Je bequemer das Leben, desto leichter die Arbeit. Daher das Streben nach Vervollkommnung.

Man versah die Zelte mit Holzgerüsten und ließ sie etwas in das Eis ein, damit das Kostbarste, das wir auf der Scholle hatten – die Wärme –, nicht entwich. Dabei hatten viele unserer Zeltkollektive beträchtliche Erfolge aufzuweisen. Hier und da wurde es sogar möglich, sich zu voller Größe aufzurichten, bei manchen gab es sogar „zwei Zimmer“. Und schließlich – das war unser Stolz – konnte das monumentalste Gebäude errichtet werden, unsere berühmte Baracke, in die unverzüglich die Schwachen und Kranken, die Frauen und Kinder einquartiert wurden.

Die Bauarbeiter bauten auch eine stabile Kombüse. Das interessanteste war die Kochanlage, von unseren Mechanikern angefertigt: eine Kombination aus zwei Tonnen und einem Kupferkessel, die einer der Expeditionsteilnehmer als einen Pakt zwischen Suppenkessel und Warmwasserboiler bezeichnete.

Dieser Pakt war sehr wirtschaftlich. Nachdem der Brennstoff seine Wärme dem Suppenkessel gespendet hatte, gingen die Verbrennungsprodukte durch die Esse und schmolzen dabei Eis zu dem benötigten Süßwasser.

So wurden nach und nach Erfahrungen gesammelt, die unsere Existenz spürbar erleichterten. Eine Gefahr drohte uns – der Brennstoffmangel. Die zwanzig Kohlesäcke konnten nicht lange reichen. Auch dieses Problem wurde gelöst.

Für Beheizung auf höchstem Niveau sorgte Leonid Martissow – ein Mann, von dem man mit größtem Respekt sprechen muß. Mögen die Worte „goldene Hände“ banal und abgegriffen klingen – eine andere Definition läßt sich für sein Können gar nicht finden. Sicherlich konnte ich als alter „Kesselflicker“, der in den Jahren des Kriegskommunismus allerlei Gerümpel gelötet und repariert hatte, besser als jeder andere die berufliche Meisterschaft dieses Mannes und seiner Kameraden nach Gebühr einschätzen.

Das erste Problem, dem sich Leonid Martissow und seine Gehilfen gegenübersehen, war das Werkzeug. Genauer, das Fehlen von Werkzeug, denn als die Brigade Martissow alles nur Mögliche aufgelesen hatte,



besaß sie einen Hammer, eine Bohrwinde, zwei Bohrerfragmente, eine Schneiderschere und ein großes Messer. Das war, wie man zugeben muß, für ernstes Arbeiten etwas zu wenig.

Die Divergenz zwischen den Wünschen und den Möglichkeiten bedrohte die Brigade Martissow mit einer Katastrophe. Während unsere Mechaniker noch über die Beschaffung von Werkzeug und Material nachdachten, forderte das Lager Produktion – dringend anzufertigen waren Ofenrohre für die im Bau befindliche Baracke wie auch für die Kombüse. Für Suchen und Überlegen blieb praktisch keine Zeit.

Artistische Beherrschung des Berufes ermöglichte es Martissow, diese wie auch viele andere Aufgaben in schneller Anpassung an die Situation zu erfüllen. Martissow besaß ein seltenes Talent. Er fertigte alles aus dem Nichts an. Unter Verwendung von Teilen zerdrückter Boote und defekter Motoren stellte er viele höchst nützliche und dringend benötigte Dinge her, darunter auch die prächtige Heizung in unserem Zelt.

Der Meister nahm ein Kupferrohr, schlug mit einer Nadel (ein anderes Instrument besaß er einfach nicht) mehrere Löcher hinein. Es entstand eine selbstgefertigte Düse. Draußen stellte er eine Tonne mit Brennstoff auf. Durch diese selbstgefertigte Düse floß der Brennstoff in ein Heizöfchen, ein kleines gußeisernes Öfchen, wie sie gewöhnlich in Güterwagons, falls diese der Menschenbeförderung dienen, aufgestellt werden.

Der Bau dieses Heizsystems erfreute mich sehr, doch nicht etwa, weil ich Frost fürchtete. Den Frost fürchtete ich für die Funkapparatur.

Die Bedingungen für ihren Betrieb waren schlecht. An der Rückwand des Zelts stand ein schmaler Tisch, aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagen. Unter dem Tisch – die Akkumulatoren, auf dem Tisch der Sender und der Empfänger. Von oben hing an einem Draht eine Petroleumlampe herunter.

Der Tisch war ein heiliger Ort, und ich fauchte wütend, wenn irgend jemand es wagte, auf ihm Becher mit Tee oder Konservendosen abzustellen.

Die Funkapparatur hatte viel mehr zu ertragen, als es die projektierten Möglichkeiten vorsahen. Nachts sank die Temperatur unter Null. Morgens, wenn das Heizöfchen in Betrieb genommen wurde, schwitzte die Apparatur. Kein Wunder, daß sie zu streiken versuchte.

Man mußte den Empfänger vorsichtig auseinandernehmen und seine „Eingeweide“ am Heizöfchen trocknen. In diesen Minuten war ich nicht ansprechbar. Ich glich einem Pulverfaß. Stocherte im Sender und Empfänger herum und brummte vor mich hin. Schmidt, sich der Gefahr für unsere Verbindung mit der Außenwelt bewußt, beobachtete schweigend mein Hantieren und unterbrach meine ärgerlichen Monologe mit keinem Wort. Natürlich schätzte ich dieses Taktgefühl unseres Expeditionsleiters sehr.

Ich schlief sogar neben der Apparatur und schützte die zahllosen Drähte und Drähtchen mit meinem Körper.

Mit nicht geringerem Eifer hütete ich das Funkjournal, in das alle ein- und ausgehenden Telegramme eingetragen wurden. Das Journal wurde als ein streng vertrauliches, eine Rund-um-die-Uhr-Bewachung erforderndes Dokument unter meinem Kopf aufbewahrt. Einige Neuigkeiten von außen waren nicht breit zu popularisieren, verliefen doch die zahlreichen Rettungsaktionen nicht immer glatt, und während angenehme Dinge sofort allgemein verlautbart wurden, zog es Schmidt bisweilen vor, zeitweilige Mißerfolge zu verschweigen.

Das alles war etwas Gewohntes. Ähnlich wie das Arztgeheimnis gab es auch für uns Funker das Geheimnis der Korrespondenz, besonders einer so vertraulichen wie die Korrespondenz über die Organisierung unserer Rettung.

Der Tag begann früh. Nach der festgelegten Ordnung mußte man vor sechs Uhr auf den Beinen sein. Das war die Stunde des ersten Gesprächs mit Uelen. Halb sechs erhob sich, vor Kälte erschauernd, Sima Iwanow. In der Nacht sank die Temperatur im Zelt stark ab und unterschied sich gegen Morgen kaum noch von der Außentemperatur. Iwanow zündete das Heizöfchen an und stellte einen selbstgefertigten Eimer mit Eis aufs Feuer, um Wasser zu bereiten. Als zweiter sprang ich, wenige Minuten vor sechs, auf. Setzte mich sofort an den Sender. Uelen war stets pünktlich, so daß ich das Rufzeichen nicht zu wiederholen brauchte.

Dann erwachten alle übrigen, und in das Zelt drangen die letzten Neuigkeiten des Lagerlebens ein. Woronin berichtete Schmidt über die Sicht, den Zustand des Eises, über Risse und Eispressungen. Komow legte einen Wetterbericht vor. Babuschkin teilte die Flugplatzneuig-



keiten mit. Chmysnikow brachte die neuen Koordinaten. Kurzum, der Strom der Information schwoll an, erreichte sein Maximum und ebte wieder ab.

Mittags setzten uns die Köche ein Essen vor. Eine Verfettung war bei unserer Verpflegung nicht zu befürchten. Zu Mittag gab es gewöhnlich einen Gang. Hauptzutaten waren Konserven und Nahrungsmittel.

Um fünfzehn Uhr begann der Wirtschaftsleiter mit der Ausgabe der Kaltverpflegung für den nächsten Tag: Kondensmilch, Konserven, Tee, Zucker, und hundertfünfzig Gramm Dauergebäck – das war unsere Ration.

Um sechzehn Uhr dreißig füllte sich das Zelt. Hier kam der gesamte Stab des Lagers zusammen. Vom Festland trafen die TASS-Übersichten ein, die speziell für uns gesendet wurden. Aus ihnen erfuhren wir alle Neuigkeiten – Auslands- und Inlandsnachrichten und Neues über die Organisierung unserer Rettung.

Am 18. Februar erfuhren wir aus der zweiten Mitteilung der Regierungskommission: „Maßnahmen werden ergriffen, um zusätzlich zwei Flugzeuge von Kamtschatka und drei von Wladiwostok aus in die Prowidenija-Bucht zu entsenden, was zu dieser Jahreszeit gewöhnlich mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden ist.“

Abends – immer wieder Domino. Schmidt, Bobrow, Babuschkin und Iwanow beanspruchten das ganze Zelt für sich, und mir blieb nichts anderes übrig, als einen „Besuch zu machen“, daß heißt schlafen zu gehen. Ich kroch in irgendein Zelt, suchte mir ein freies Plätzchen und schlief ein.

Manchmal besuchte ich das Zelt der Wissenschaftler. Dort spielte das Koffergrammophon. Es war recht amüsan, in einem spärlich beleuchteten Zelt, inmitten der ungewaschenen Lagerbewohner mit wildem Bartwuchs Josephine Bakers Stimme zu hören.

Schon nach einer Woche, am 21. Februar, stellte sich heraus, wie schwankend das Fundament des Lagers war.

Die Unannehmlichkeiten begannen in der Früh. Bemerkte hatten sie als erste die Männer, die gekommen waren, um an der Unglücksstelle Holz zu bergen. Der fünfzehn bis zwanzig Zentimeter breite Riß, der

sich ihren Augen darbot, sah harmlos aus, doch diese Harmlosigkeit war trügerisch. Etwa gegen zehn Uhr krachte es. Der Ozean ging zum Angriff über, und der schwarze Streifen rannte dorthin, wo er am wenigsten erwartet wurde – direkt auf das Lager zu. Der erste Überfall galt dem Holz, das mit soviel Mühe aus dem eiskalten Wasser gefischt worden war. Balken stürzten wieder hinein. Man mußte sie eiligst von der Eiskante fortschleppen, doch das alles war erst der Anfang. Auch das Nahrungsmitteldepot wurde bedroht. Im Nu wurde sein Schutz organisiert, und wir verlagerten es in Windeseile von der gefährdeten Stelle fort. Im übrigen gab sich der Riß auch damit noch nicht zufrieden. Er riß eine Kombüsenwand lös und zog sich zu einem Mast der Antenne hin. In der Zeit, in der das Lager bestand, öffnete und schloß sich dieser Riß mehr als zwanzigmal. Das bereitete uns, wie leicht zu erraten ist, recht wenig Vergnügen.

Es erschienen die ersten Meldungen über die Vorbereitung der Eisbrecher „Lütke“ und „Krassin“ zum Einsatz. Das war ein komplizierter Schritt. Beide Schiffe, von der Navigation im Polarmeer ziemlich mitgenommen, brauchten eine gründliche Überholung. Außerdem befand sich die „Krassin“ in den Docks von Kronstadt und hätte, um uns zu helfen, eine Reise um die Welt unternehmen müssen.

Damals wußten wir es nicht, doch später wurde es bekannt, daß Walerian Kuibyschew in folgendem Telegramm Sergei Kirow, den Leiter der Leningrader Parteiorganisation, um Hilfe gebeten hatte:

„In Leningrad stehen die Eisbrecher ‚Jermak‘ und ‚Krassin‘ in Reparaturdocks. Die Lage der Expedition Schmidts ist derart, daß sich die endgültige Rettung der gesamten Expedition in Anbetracht der Eisdrift bis Juni und länger hinziehen kann. Würden Maßnahmen zur dringenden Überholung der ‚Jermak‘ und der ‚Krassin‘ ergriffen werden, so könnten sie bei der Rettung Schmidts und der hundert Menschen seiner Expedition eine entscheidende Rolle spielen... Ich bitte Sie, diese Angelegenheit eingehend zu prüfen und die gesamte Parteiorganisation sowie die Massen der Arbeiter für eine schnelle Reparatur der ‚Krassin‘ zu mobilisieren angesichts der Tatsache, daß davon möglicherweise die Rettung der Helden der Arktis abhängen wird.“

Diesen Schritt der Regierungskommission billigte auch der Präsident



der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, der Vorsitzende der Polarkommission, Alexander Karpinski. „Sollten bis zum Anbruch der Wärmeperiode“, sagte er, „von der ‚Tscheljuskin‘ noch nicht alle auf das Festland gebracht sein, könnten die noch auf der Eisscholle Verbliebenen von der ‚Krassin‘ geborgen werden. Die Entsendung der ‚Krassin‘ ist eine weise Rückversicherung für diesen Fall.“

Die Kommunisten und die parteilosen Arbeiter erkannten, wie verantwortungsvoll die vor ihnen stehende Aufgabe war. Es entbrannte eine Arbeitsschlacht, die zu einem weiteren Detail der vom Land vollbrachten Großtat wurde.

Am 27. Februar erhielt Schmidt ein Funktelegramm. Am Abend versammelten sich alle in der Baracke, und hier verlas Otto Juljewitsch nach einigen weniger wichtigen Informationen endlich das Wichtigste:

*Lager der „Tscheljuskin“-Expedition. Polarmeer, Expeditionsleiter Schmidt. Entbieten den Helden von der „Tscheljuskin“ unseren heißen bolschewistischen Gruß. Verfolgen mit Begeisterung Euren heldenhaften Kampf gegen die Naturgewalten und ergreifen alle Maßnahmen, um Euch zu helfen. Sind von einem glücklichen Abschluß Eurer ruhmreichen Expedition wie auch davon überzeugt, daß Ihr neue ruhmreiche Seiten in die Geschichte des Kampfes um die Arktis schreiben werdet.*

*Stalin, Molotow, Woroschilow, Kuibyschew, Ordshonikidse, Kaganowitsch.*

Donnernder Beifall und ein einträchtiges Hurra ließen die Wände der Baracke erbeben.

Dann flog unsere Antwort in den Äther:

*Polarmeer, 28. Februar. Mit unbeschreiblicher Begeisterung nahmen Expeditionsteilnehmer und Besatzung der „Tscheljuskin“ die Grußbotschaft der führenden Mitglieder des ZK der KPdSU(B) und der Regierung entgegen...*

*Im Lager der „Tscheljuskin“-Besatzung, auf dem Eis, ist die Energie nicht erlahmt. Wir wissen, daß unsere Rettung mit wahrhaft bolschewistischer Energie und mit ebensolchem Schwung organisiert wird, uns ist um unser*



*Schicksal nicht bange, wir sitzen aber auch nicht untätig da. Wissenschaftliche Arbeiten werden, soweit möglich, weitergeführt, wir bauen und verbessern beharrlich unser Lager, damit Aufenthalt auf dem Eis einer sowjetischen Expedition würdig wird...*